



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wustmann, Rudolf: König Johannis Briefwechsel mit Friedrich Wilhelm dem
Vierten und Wilhelm dem Ersten

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

der voraussichtlichen Gegner personelle oder technische Lücken, dann müssen auch diese geschlossen werden.

Gegen Schiffe können nur Schiffe fechten. In erster Linie entgegen englischen Landungsabsichten steht also die Flotte. Die Armee bildet hier gewissermaßen die Reserve. Sie tritt ein, wenn allen Anstrengungen zum Trotz der Feind wirklich an des Reiches Grenzen erscheinen sollte. Dies nach menschlichem Ermessen unmöglich zu machen, ist Aufgabe des Reichstages durch Bewilligung der entsprechenden Mittel.



König Johans Briefwechsel mit Friedrich Wilhelm dem Vierten und Wilhelm dem Ersten

Von Dr. Rudolf Wustmann-Bühlau b. Dresden



rinz Johann Georg, Herzog zu Sachsen, der gelehrte Bruder des sächsischen Königs, hat in diesen Tagen ein Werk der Öffentlichkeit übergeben, das eines außergewöhnlichen Interesses gewiß ist: den Briefwechsel seines Großvaters, des sächsischen Königs Johann, mit den beiden preussischen Königen Friedrich Wilhelm dem Vierten und Wilhelm dem Ersten.*)

Der stattliche Band enthält im ganzen dreihundertundfünfzig Briefe. Einhundert- undfünfzig davon hat Johann an Friedrich Wilhelm gerichtet und zweiundachtzig Friedrich Wilhelm an Johann, sie stammen zum größeren Teile aus der Prinzenzeit beider. Se achtundfünfzig Briefe bringt dann der Band aus der Feder Johans und Wilhelms aus dem Verkehr dieser beiden; hier liegt nur je etwa ein Duzend aus den Prinzenjahren vor, während das meiste der Königszeit Johans und den Königs- und Kaiserjahren Wilhelms des Ersten angehört. Beigegeben sind ein Brief von Johans älterem Bruder, dem sächsischen König Friedrich August dem Zweiten, an Friedrich Wilhelm und ein Brief Friedrich Wilhelms an König Maximilian von Bayern. Das erste Schreiben, ein Brief Wilhelms an Johann, trägt das Datum des 20. Juli 1825; das letzte, ein Brief König Johans an Kaiser Wilhelm, ist den 19. März 1873 datiert. Fast fünfzig Jahre aus den mittleren Zeiten des neunzehnten Jahrhunderts umfaßt das Werk.

Friedrich Wilhelm und Johann waren innig befreundet. Sie hatten Zwillingsschwestern zu Frauen, die bayerischen Prinzessinnen Elisabeth und Amalie, zwei Schwestern Ludwigs des Ersten; und als deren Mutter, die Königinwitwe Karoline,

*) Briefwechsel zwischen König Johann von Sachsen und den Königen Friedrich Wilhelm dem Vierten und Wilhelm dem Ersten von Preußen. Herausgegeben von Johann Georg, Herzog zu Sachsen. Unter Mitwirkung von Hubert Ermisch. Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig, 1911.

im April 1827 in Leipzig weilte und den Besuch ihrer Töchter und ihrer Schwieger-söhne empfing, begann die Freundschaft recht eigentlich. Es müssen sehr glückliche Tage gewesen sein, dieser „Leipziger Kongreß“ im Hotel de Saxe mit der Wall-fahrt nach Auerbachs Keller und dem Ausflug nach Cythra; die Gedanken der Freunde kehren in den Briefen der nächsten Zeit immer wieder dahin zurück. Damals scheint auch der joviale, genialische, romantische, lustige Ton angeschlagen worden zu sein — und zwar gab Friedrich Wilhelm den Ton an —, der in dem Briefwechsel bis 1830 ausschließlich herrscht. Friedrich Wilhelm heißt Dicky, er nennt sich „den dicken närrischen Freund aus Cöln an der Spree“, in jener glücklichen Laune wirft er Komisches und Empfindsames aufs Papier, reißt Mundartenwitze, flücht französische und englische Brocken ein und altmodische Latinismen, alles mit Humor, und redet immer, wie er es selbst einmal nennt, „von der Leber weg“, munter und geistreich. „Du mußt wissen, daß, wenn ich einmal en train bin mit meinesgleichen, meine Feder mit mir durchgeht und da farcen und fadaisen anbringt, wohin sie nicht gehören“ schreibt er einmal. Johann erscheint meist als Hansh, Friedrich Wilhelm redet ihn auch als Gianettino Doria an, sogar Johannes Nepomucene, und er antwortet als John duke of Saxony. Ihm liegt die spaß-hafte Art nicht so ganz, aber er geht mit guter Miene darauf ein. Und so teilen die Freunde, zwei der hervorragendsten romantisch gestimmten Prinzen „Deutsch-lands“, in den ersten drei lebhaftesten Jahren ihres Briefwechsels herzhaft und begeistert manche Freude und gedenken gerne aller gemeinsam verlebten frohen Stunden.

Der Leipziger Woche folgte im Herbst ein vierzehntägiger Aufenthalt des sächsischen Paares in Potsdam, wo „Sextettfoupers“, an denen auch Prinz Wilhelm teilnahm, besonders fröhlich und angeregt verliefen, und im Mai 1828 besuchte dann das preußische Paar die sächsischen Freunde, als Prinz Albert geboren war. Der Herbst dieses Jahres wiederum besiegelte vollends den Freundschaftsbund beider, des mehr dionysischen Friedrich Wilhelm und des apollinischeren Johann, durch eine Reise, die sie zusammen in Oberitalien und Toscana machten. Die An-regung zu ihr scheint Friedrich Wilhelm im Mai in Dresden gegeben zu haben. Am 29. August sagt Johann zu: „à revoir sul camino del paese dove il si suona.“ Und so geschah es: an einem schönen Herbstabend in Novi, im Angesicht des ersten italienischen Sonnenuntergangs, deklamierten die Freunde gemeinsam pianissimo das Dies irae und das Stabat mater. Vier Briefchen, im Oktober in Florenz gewechselt, sind voll glücklichsten Übermuts; dann beginnt bereits das Nach-spiel: zwei große schöne Briefe des preußischen Kronprinzen aus Rom und aus Ravenna-Venedig an den Freund, der von Florenz aus zurückgereist ist. In dem römischen Briefe heißt es: „Ich kann Dir, glaube ich, keinen bessern Begriff von dem Eindruck geben, den mir hier Gegend und Stadt und Alles macht, als wenn ich Dir sage, daß bis zum letzten Übersteigen des Appenins hinter Spoleto mir immer Dante und seine Mit- und Nachwelt vor dem Geiste schwebte; sobald ich aber gegen die Ebene vom Gebirg hinabfuhr hinter Narni, war das Mittel-alter wie verwischt, und alles, was ich je teutsch oder im Original von antiken Dichtern und Historikern gelesen, fing an von meinem Kopf Besitz zu nehmen und vorüberzuziehen. Bis die Wüste beginnt, die Rom umschließt, ist die Gegend unbeschreiblich schön. Ich behaupte, sie hat einen antiken Schnitt. So wie die alten

Dichter schöne Gedanken schön auszusprechen und edel darzulegen strebten, so scheint auch das Land hier mit ganz eigentümlichem Maß und Takt seine*) ruhigen und doch großen Schönheiten vorzulegen. Die Gebirge weichen ordentlich aus, als wollten sie jemand den Hof machen; auch zeigen sie gegen Rom die schönsten Formen von Bergen, die ich je gesehen. Diese Ebene ist prädestiniert eine Hauptstadt der Welt zu tragen. Jetzt ist sie wüst und öde, ohne Ort und Haus, voll unzähliger Gräber. Die Königin der Welt ist Königin der Wüste geworden, aber wahrlich noch Königin.“ — In Genua hatten sie heftige Erdstöße erlebt, auf die sie dann viel angerebet wurden; Friedrich Wilhelm spricht später davon: „Die Beschreibung Deiner Längenweile wegen Erdbebenerzählenmüssens hat mich zum Lachen gebracht und zum tiefsten Mitgefühl — denn auch Dein dicker Freund leidet unfählich an den Folgen dieses Erdbebens, da sich die Leute von beyden Geschlechtern hier einbilden, das sey eigentlich die Krone der ganzen Reise gewesen — Die Guten! —! Seitdem hab' ich mir ein eignes Erdbebengesicht angeschafft, um dergleichen Conversationen im Keime zu ersticken. — Aber, es ist ein tapfres Volk, das Volk der Brennen, und fürchtet sich nicht vor Grinacen.“

Eine „geistige Natur“, wie Uhland sagt, machte die Reise noch mit, Dante. Seit der Leipziger Woche waren beide Prinzen in ihrer Verehrung dieses Großen einig. Kurz darauf begann die Übersetzung, die Johannis Pseudonym Philalethes berühmt gemacht hat. Am 18. Juli 1828 sandte er drei Exemplare der ersten zehn Gesänge „gedrückt“ nach Sanssouci. Friedrich Wilhelm dankt: „Sieh mal, Du hast mir mit Deinem Dante eine gar nicht zu sagende Freude gemacht; ich bin ganz entzückt davon, dankbar, geehrt . . . ich behaupte, daß Du treuer als Streckfuß übersetzt hast, weil Du Dir mehr Freyheit genommen.“ Es war in den Wochen, wo sie sich über die italienische Reise einigten. In diesen Plan suchte Friedrich Wilhelm von Anfang an aufzunehmen „a little pilgrimage to Ravenna to pay a visit to our most beloved friend“, und Johann gab alsbald mit Worten aus dem Inferno zu, er würde „gar zu gern wieder einmal tornar a revider lo dolce piano che da Vercelli a Marcabo dichina“. In Florenz befand sich nahe dem Dom ein Stein, Sasso di Dante genannt, von dem der Volksmund erzählte, daß Dante auf ihm geruht habe: es war ein gesundener Spaß für Friedrich Wilhelm, seinen Freund nun so oder Sassone Dantissimo oder ähnlich zu nennen. In Carrara bestellte er bei dem alten Bildhauer Sanguinetti eine Dantebüste für Johann. Auf der Rückreise berichtete er aus Ravenna: „Ich kann das ehr- und merkwürdige Ravenna nicht verlassen, ohne Dir gesagt zu haben, daß ich meinen alten Wunsch erfüllt habe und gestern über unsers Freundes Ruhestätte gestanden bin — und zwar mit recht lebendigem Gefühl, das man ohne Lüge Rührung nennen kann. Sein Grab ist mitten in der Stadt, in einem Straßenwinkel, sehr anständig aber ein wenig modern, da der letzte Schmuck, welcher dieser Stätte gegeben worden, in 1780 fällt —. . . Als ich in dem kleinen Mausoleum stand, gedachte ich Deiner mit solcher Lebhaftigkeit, daß ich meine, die Ohren oder sonst etwas müssen Dir geklungen haben. Ich habe uns beyden, als treuesten Freunden des Gefeierten, mit dem Knopf des Vornetten Stils ein kleines Andenken in die Wand rechts unweit des Sarcophags gegraben also: FW I**). — Dein I hat den

*) Friedrich Wilhelm schreibt ‚ihre‘, vielleicht schwebte ihm ‚Landschaft‘ vor.

***) Das I ist im Briefe mit einem Kreis umzogen.

Nimbus als leider !!! Abwesender.“ Zehn Jahre später stand Johann allein an dieser Stätte. Der Brief, den er damals an Friedrich Wilhelm richtete, liegt nicht vor; aber Friedrich Wilhelms Antwort quillt von italienischen Erinnerungen an Ravenna, Rom und Neapel, und von der kleinen Kuppel über Dantes Grab heißt es darin: „Hätt' ich Geld, so ließ' ich sie innen ganz vergolden und malen wie Schwager Ludwigs Aller Heiligen Capelle, und zwar müßte mir Bendemann der Maler seyn. Daß er der Ehre würdig und gewachsen sei, beweisen seine Skizzen zur Ausmalung der Dresdener Ceremonien Gemächer und vor allem die für den quadraten Saal unterm Schloßthurm. Da hat er die Idee einer Civitas Dei ausgeführt, ganz Dantesk, zumal im Styl des Paradieses, welches dort in Ravenna vorherrschen müßte nach meiner Meinung. — Ich höre Dich ausrufen: Wie das Dich gleicht! — Ja es gleicht mir enorm so à propos de bottes einen Sommer-
nachtsstraum auszuspinnen. Aber gesteh', daß es gar schön wäre. — ? —“ Einen anderen Dantetraum, der kurz nach der gemeinsamen Reise spukte, verrät Friedrich Wilhelm im Februar 1829: „Ich will jetzt eine Intrigue hier führen, um eine Catedra del Dante zu stiften und einen gewissen Grafen Leopardi aus Macerata*) als Zahnarzt hierherzuziehen; eine Empfehlung von Bunsen. Ich fürchte aber, man wird mich für toll halten. Enfin ça m'est égal. Pourvu que Tu m'aimes“. Inzwischen betrieb Johann mit Lust und Liebe die Übersetzung des „Inferno“ weiter, manche hübsche Briefstelle berichtet davon; er läßt Friedrich Wilhelms Bild, den Stich von Krüger, über seinen Dantearbeitstisch hängen, und am 11. April 1830 wird als „große Nachricht“ gemeldet, daß die Übersetzung der „Hölle“ soeben fertig geworden sei.

In den dreißiger Jahren wird der Briefwechsel entsprechend den Zeitereignissen ernsthafter, politischer. Während der Dresdener Septemberunruhen 1830 und den sich anschließenden Regierungswechseln bewies Johann dem preussischen Kronprinzen seine Freundschaft, indem er ihm Tag für Tag den ganzen Hergang der Dinge schrieb. Leider scheint dieser große Brief nicht erhalten zu sein, Friedrich Wilhelm nennt ihn unendlich interessant, fesselnd und anregend, spricht sich dann aber offen lebhaft über die nach seiner Ansicht zu nachgiebige Haltung der sächsischen Regierung aus: „Es ist meiner Meinung und Überzeugung vieles falsch angegriffen, viel zu viel für den Augenblick gewährt worden — aber es ist noch nicht zu spät. Dresden will keine Truppen leiden? — wahrlich das ist naif. Ich beschwöre Dich, Geliebtester Freund, wirke dahin, daß man kein Federlesens mit den Kerls mache. Beunruhigt die Dresdner das Zusammenziehen oder Nähern der Truppen, so spotte man der Unruhe —. Nur die Bösen kann das beunruhigen —. Protestiren sie dagegen, so rede man königlich mit ihnen und sage ihnen ein frisirtes Halt's Maul —. Drohen sie, so verweise man sie auf die schleunige Antwort aus dem Munde der Geschütze und sage ihnen deutlich, daß man sie für getreue Unterthanen halte, aber ganz bereit sey, falls sie's vorzögen, sie auch als Rebellen zu behandeln —. Glaub mir Hansy — es mußt kein Dresdener.“ Am 15. September übernahm Johann den Vorsitz in der neu gebildeten Immediatkommission zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe; Friedrich Wilhelm bemerkt dazu: „Ich fürchte,

*) Leopardi stammte aus Recanati bei Macerata; Zahnarzt = Dentist, englische Aussprache von Dantist.

Du wirst gegen einen gefährlichen Strohmann von Neurungen zu kämpfen haben. Deine Grundsätze sind aber recht eigends gemacht für Euren gegenwärtigen Zustand. Du wirst das rechte Maß finden zwischen dem Kleben am Alten und dem so verderblichen Betreten eines ganz neuen Weges. Man ist sehr neurungsüchtig gestimmt in Sachsen, und das würde mich recht bange machen, wenn Du, liebster Hansy, nicht die Hände so entscheidend im Spiel hättest.“ Johann rechtfertigt das Verhalten der sächsischen Regierung auf Grund seiner genauen Kenntnis der Sachlage sofort ausführlich, berichtet von der bevorstehenden Verfassungsänderung und bittet um den preußischen Entwurf zur neuen Städteordnung. Im Dezember schickt Friedrich Wilhelm diesen und spricht sich gründlich auch zu diesem Thema aus; sein *ceterum censeo* ist auch diesmal, die sächsische Regierung zeige „immer noch nicht die Kraft und den Nachdruck, der Ausverschämte in ihre Grenze zurückweist. Mir blutet das Herz dabei, denn ich kann nach bestem Wissen und Gewissen nicht anders sagen, als daß die Revolution, sey es unter noch so milder Maske, sich dennoch bey euch ein festes Nest baut, und nur zu bald werdet ihr erleben, daß sie trachten wird eine uneinnehmbare Festung dort zu gründen.“ Die Dinge trieben in der That wenigstens einem nochmaligen Aufruhr im April 1831 zu. Über seinen Dresdner Verlauf enthält der Briefwechsel als Beilage einen sehr anschaulichen „Bericht“ aus anderer Feder, der ein Diktat des Prinzen Johann sein könnte, obwohl er dessen Eingreifen in dritter Person erwähnt. Im August kann dann Johann ausführlich über den sächsischen Verfassungsentwurf nach den ständischen Verhandlungen schreiben und im Dezember über die weiteren Fortschritte der neuen Organisation, über die er sich befriedigt ausspricht.

Aber auch die „deutsche Frage“ beansprucht nun ihren Platz in dem Briefwechsel der beiden Fürsten. Schon oft hatten sie sich im Gespräch in „patriotische Phantasien verloren“. Beide träumen von einem Fürstenkongreß oder Fürstentagen. Johann ist mit der Wiener Leitung der deutschen Dinge unzufrieden; „überhaupt wäre es einmal an der Zeit jene deutschen Angelegenheiten aus einem großartigern Gesichtspunkt aufzufassen.“ Er meint im Mai 1832: „Wird das neue Preßgesetz auf eine großartige die Erwartungen übertreffende Art geordnet, so sind die Befürworter befriedigt und die Jacobiner auf den Mund geschlagen. . . . Das andere, was Noth thut, ist aber eine zweckmäßige (?) Umgestaltung des Bundes, damit er inneres Leben und Kraft gewinne.“ Und er schließt: „Verzeihe, theuerster Freund, diesen patriotischen Exkurs. Ich konnte meine Gesinnungen Dir, der Du mein Herz kennst, hier nicht verbergen; denn die Zeit läuft und der Boden wird hohl in Deutschland.“ Friedrich Wilhelm antwortete: „Ich fürchte, ich fürchte, die Zeit ist zu matt und miserabel, um irgend eine Institution zu gründen, die über die quatsche Charten-Schablone hinaus geht! Das ist zum Verzweifeln für die, denen der deutsche Rahme und das deutsche Wesen so heiß in Herz und Eingeweide brennen wie mir!!!!!! Nun Gott besser's Amen! Meine Phantasie geht mit mir durch (um die Sprache des Zeit Geistes zu reden), wenn ich auf dies Capittel komme. Doch gestehe ich, daß in diesem Ausdruck etwas hypocritisches liegt — denn eigentlich meine ich, daß in Allem, was mir darüber in Kopf und Herz liegt, wirklich ein ziemliches Gleichgewicht zwischen Verstand und Gefühl vorhanden ist. Ich glaube, daß nicht Alle, die der Zeit Geist für toll hält, wahnsinnig sind, und daß nicht alle, die der Zeit Geist für ernste, zeitgemäß organisirte Männer hält,

auch nur ein Scherflein gesunden Menschen Verstandes haben —. Aber brechen wir lieber davon ab.“ Wie unheimlich richtig bezeichnen diese Worte das Zeitalter und deuten das Tragische in Friedrich Wilhelm an! In demselben Briefe geht aber schließlich seine Phantasie doch noch mit ihm durch. Er erklärt die Revolution für das Tier in der Apokalypse und meint: „Gewiß ist das Ding, was Revolution jetzt heißt, etwas, was seit der Erschaffung der Welt kein Mensch geträumt hatte bis 89. Es ist ganz etwas apart Behendes, Kluges und Gottloses darin wie in Nichts ähnlichem bis daher, und den Reiz der Originalität kann niemand ihm absprechen bey seinem Auftreten. Daß es nach 43 Jahren, nach soviel Blut und Thränen und nach so abgenutzten Kunst Griffen und Verführungen noch immer verführt, ist wahrlich kein Compliment für unser Geschlecht. Wenn nur die Könige sich frey hielten von dem Wahl Zeichen des Thiers —. Doch genug Apocalypse; Laßt uns flugs ein recht kühles Thema wählen, um aus dem mystischen Wüste zu entkommen.“ So rettet er sich zum zweitenmal binnen eines Briefes aus dem Traum in die Wirklichkeit und fährt fort — vom Baden in der Elbe und in der Havel zu sprechen. Dieser Brief vom 29. Mai 1832 ist ein unschätzbares kultur-geschichtliches Dokument aus dem romantisch-metternichschen Zeitalter. Johann erwidert: „Mache, daß wir ein Deutschland nach unserm Sinn bekommen, damit die Leute sich nicht nach einem apocalypstischen ditto sehnen. Ja wenn Du alles machen könntest! Wenn es zur Kaiserwahl kommt, gebe ich Dir meine Stimme; doch leider habe ich ja keine zum wählen so wenig wie zum singen.“ Als Johann im März 1835, kurz nach dem Tode des Kaisers Franz, diese Dinge wieder anrührte, antwortete Friedrich Wilhelm, eben von der offiziellen Trauerfeier aus der Kirche gekommen, bekümmert mit Gedankworten auf den „lieben herrlichen Franzl, weyland Römischen Kayser und (was für mein Gefühl noch unaussprechlicher ist) den letzten König der Deutschen.“

In den dreißiger Jahren wurde Johanns Übersetzung des Purgatorio fertig und bis 1841 auch die des Paradieses. Der preußische Thronwechsel 1840 ändert zunächst nichts an dem Charakter des Briefwechsels der Freunde. Doch werden die Briefe allmählich seltener, und der alte Spaß, der einst als genialische Laune den Hauptinhalt ausgemacht hatte, wird immer mehr zur Arabeske. Ab und zu belustigt den Leser auch eine kleine humoristische Zeichnung Friedrich Wilhelms, in der Briefausgabe im Faksimile reproduziert, z. B. Hassenpflug von den Grimmen verfolgt oder die quadratische Figur des Briefschreibers selbst. Es ist von Manövern und Deutsch-Katholiken, von gegenseitigen Besuchen und einer gemeinsamen Jagd, von Krankheiten hüben und drüben, von Attentaten, von empfohlenen Personen die Rede. Aus dem Nachlaß des alten Josef Anton Koch in Rom hat Friedrich Wilhelm Zeichnungen zu Dante erworben und macht mit diesem Geschenk 1842 Johann eine große Freude.

Von der Mitte der vierziger Jahre ab steigt dann der Briefwechsel zwischen Johann und Friedrich Wilhelm rasch auf die Höhe des staatspolitischen Interesses. Sehr eingehend werden schon seit 1843 und dann 1854 wieder verkehrswirtschaftliche Fragen der sächsisch-preußischen Konkurrenzbahnen erörtert. Jeder der Fürsten zeigt dabei den richtigen Blick für die Interessen seines Landes. Am 21. November 1847 feierte Johann die silberne Hochzeit, am 29. November 1848 sein königlicher Schwager in Preußen. Zwischen beiden Festen wurden die Länder beider durch

Revolutionen erschüttert. Die Märzrevolution 1848 spiegelt sich in zwei Briefen Johanns, in denen die Erregung der Stunde lodert. Am 1. April kann nun er vor zu viel Nachgiebigkeit warnen: „Es sind gewiß noch viele gute Elemente bei euch; möge es Dir gelingen, sie zu stärken, und ich glaube, daß es dazu doch nöthig ist, den lieben Berlinern nicht zu schön zu thun.“ Am 23. März 1849 schickt er seinen Sohn Albert zur Armee nach Schleswig-Holstein und gibt ihm einen Brief an den preußischen König mit. Acht Tage darauf schreibt er nach Empfang der Nachricht von der Frankfurter Kaiserwahl an Friedrich Wilhelm in dem Sinne, als ob dieser dem Frankfurter Antrag wenigstens als einer Anregung stattgeben würde. Friedrich Wilhelms Antwort an die Frankfurter Herren wirkte negativer als sie wohl gemeint war. Johann gestand darauf, daß er nun in der Sache „nicht rosenfarben sehe“; sein Bruder, der sächsische König, teilt in einem großen Schreiben vom 12. April seine von dem preußischen Vorgehen abweichende Meinung mit. Drei Wochen darauf erlebte Dresden revolutionäre Straßenkämpfe, die mit Hilfe preußischer Bataillone niedergeschlagen wurden. Politik und Herz kämpfen sich in den folgenden Briefen der Freunde mit Bitternissen vorwärts. Immer deutlicher bereitet sich eine entgegengesetzte politische Stellung dahin vor, daß Sachsen für ein Festhalten an der Bundesverfassung, Preußen für eigenes Vorgehen ist. Jeder wirft dem andern vor, daß er der Revolution in die Hände arbeite. Im Herbst 1850 schien die wachsende Gegnerschaft Preußens und Österreichs einem Kriege zuzutreiben. In zwei Briefen hat damals Johann mit dem ganzen Aufgebot seiner reinen, wenn auch zarteren Persönlichkeit Friedrich Wilhelm bestürmt, die Radowizsche Politik gegen Österreich aufzugeben, am 23. und am 30. Oktober. Der erste glaubt als einziges „Mittel der Rettung für uns alle“ bezeichnen zu müssen: „offner entschiedner Systemwechsel Seiten Preußens“. . . . „Kann es Preußens Ehre seyn einen Bruder zum mörderischen Kampf zu veranlassen? Kann es Preußens Ehre seyn mit der Revolution, wenn auch nur mit der zahmen, in Bund zu treten? Und wenn hunderte, wenn tausende seinen König der Inconsequenz beschuldigen, hunderttausende werden ihm als dem Retter Deutschlands von Herzen danken, und sein eignes Gefühl wird ihm sagen, daß es besser ist von einer verderblichen Bahn umzukehren als sich und andere durch verharren auf derselben ins Verderben zu stürzen!!“

Dein treuer Freund Johann, der dir dann
auch treu bleiben wird, wenn du uns
Kanonenkugeln zuschickst.“

Und acht Tage darauf: „Ich ergreife noch einmal die Feder, um dich bei allem, was dir heilig ist, bei Deutschlands und Preußens Wohl und bei unserer alten Freundschaft (wenn sie neben jenen großen Interessen genannt werden darf) zu beschwören, in einer Angelegenheit nachzugeben, in der du ohne unabsehbare Unglück und ohne die größte Ungewißheit des Erfolges nicht auf deinem Sinn beharren kannst. Pflicht steht höher als Ehre in meinem Sinn, und deine wahre Ehre wird auch durch einen Schritt rückwärts nicht verletzt, den schon manche Könige und Staaten gethan haben.“ Wenige Tage darauf, am 2. November, beschloß das preußische Staatsministerium nachzugeben, Radowiz trat zurück, Manteuffel übernahm das Auswärtige und schloß Ende November in Olmütz mit Österreich ab.

Johann hatte gesiegt. Der Gedanke des Bundeszeitalters hatte sich noch einmal behauptet. Aber in den fünfziger Jahren zeigte namentlich die Orientfrage, daß Österreich doch zu sehr seinen eigenen Weg ging, als daß die preußisch-österreichische Verständigung hätte von Dauer sein können. Johann, der 1854 den sächsischen Thron bestieg, kämpfte umsonst gegen seine eigene Empörung über Österreichs Politik an und gegen Preußens Nichtachtung des Bundes, mit Hoffnung auf Erfolg wohl nur noch, solange Friedrich Wilhelm regierte. Johanns letzter, großer Brief an diesen, Mitte September 1857, die Geschichte der letzten fünf Jahre kritisch zusammenfassend, bildet das würdigste Schlußstück dieses Briefwechsels.

Es ist eines der merkwürdigsten Schauspiele der Geschichte, daß zwei Brüder, deren Geburtsjahre nur wenig auseinander liegen, doch zwei verschiedenen Zeitaltern anzugehören scheinen: so Friedrich Wilhelm der Vierte, der Romantiker, und Wilhelm der Erste, der Realpolitiker. (Ähnlich haben Karl der Fünfte und sein Bruder Ferdinand der Erste zwei Zeitaltern entsprochen.) Und es ist ein ganz besonderer Reiz dieses Buches, zu sehen, wie Wilhelm, anfangs auf einer viel schmaleren Bahn eingestellt als sein Bruder, auf dieser sich im Stillen tabellos, ja ausgezeichnet bewegt, um schließlich von hier aus als Sechzigjähriger in die große Politik und ihre neuesten Notwendigkeiten gerade wie hineingewachsen zu erscheinen.

Obwohl Johann und Wilhelm der Erste nicht durch solche Herzbruderschaft verbunden waren, nannten doch auch sie sich Freunde und waren es. An menschlichem Reiz und geschichtlichem Wert steht dieser zweite Briefwechsel nicht zurück hinter dem mit dem älteren Bruder. Die zunehmende Spannung auf das Jahr 1866 hin, die Haltung beider Könige unmittelbar nach der Waffenentscheidung, die Mitwirkung von Johanns Söhnen an dem französischen Kriege unter Wilhelms Führung, vor allem aber die unwillkürliche, feierliche Steigerung des Verkehrstones mit dem Wachsen der Ereignisse sind Dinge, die gerade diesen Teil des fürstlichen Briefwechsels mit außerordentlicher Teilnahme, mit tiefem Genuß und wärmster Dankbarkeit werden lesen lassen. Hängt doch an alledem noch eine Art Gegenwartinteresse, und hier besonders empfindet man es, welch ein Vertrauensgeschenk edelster Art der Enkel, der Besitzer eines großen Teiles der Briefe, mit diesem Werke bietet.

Die Arbeit der Herausgabe ist nicht gering gewesen. Eine große Zahl von Personen mußte festgestellt, eine Menge von Situationen erklärt, die Lösung vieler Rätsel wenigstens angedeutet werden. Hier liegen wohl die Hauptverdienste von Hubert Ermisch, dem Direktor der Königlichen Öffentlichen Bibliothek in Dresden, von dem Prinz Johann Georg im Vorwort sagt: „Ohne seine unermüdete Arbeit und reiche Kenntnis der einschlägigen Literatur wäre die vorliegende Publikation unmöglich gewesen.“

